

MITTER
NACHTS
MESSE

F. PAUL WILSON

Aus dem Amerikanischen von Patrick Baumann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Midnight Mass*
erschien 2004 im Verlag Tor Books.
Copyright © 2004 by F. Paul Wilson

1. Auflage Februar 2015
Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Veröffentlicht mit Erlaubnis von F. Paul Wilson
Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30872 Garbsen
Titelbild: Expose Me Photography (Model: Shelly Lunetta) –
www.facebook.com/ExposeMePhotography1
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-357-0
eBook 978-3-86552-358-7

1

Zev

Zev Wolpin keuchte vor Ekel und Entsetzen und entfernte sich stolpernd von der St.-Anthony's-Kirche. Er streckte die Arme aus und griff in der Dunkelheit nach allem, das ihm Halt geben konnte, falls er ins Straucheln geriet.

Laub schlug ihm ins Gesicht und Zweige blieben in seinem ergrauenden Bart hängen, als er sich durch das Unterholz kämpfte. Sein Fahrrad ... wo war sein Fahrrad? Er glaubte, es in einem Gebüsch zurückgelassen zu haben, doch offensichtlich nicht in diesem. Er musste es finden, musste von hier verschwinden. Aber die Finsternis raubte ihm den Orientierungssinn ... die Finsternis und das, was er soeben mit angesehen hatte.

Er hatte Gerüchte gehört, Geschichten, die er weder glauben konnte noch wollte. Also war er hierhergekommen, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, dass sie nicht stimmten. Aber stattdessen ...

Zev beugte sich vornüber und würgte. Aber es kam nichts heraus als etwas Gallenflüssigkeit und Magensäure, die ihm in der Kehle brannte.

Die Gerüchte stimmten nur zum Teil. Die Wahrheit war schlimmer. Die Wahrheit war unaussprechlich.

Er richtete sich wieder auf und sah sich in der Dunkelheit um. Das bleiche Licht des Halbmondes am bewölkten Himmel vertiefte die Schatten, und Zev fürchtete die Schatten. Dann erhaschte sein Auge das Funkeln eines gebogenen Chromteils, das zum Vorderrad seines Fahrrads gehörte. Er rannte dorthin, zog es am Lenker aus seinem Versteck und sprang auf den Sattel.

Seine alten Knie protestierten, als er in die Pedale trat und

durch dunkle, stille Straßen davonfuhr, die von dunklen, stillen Häusern gesäumt waren. Er fuhr nach Süden, obwohl er eigentlich nach Westen hätte fahren sollen. Doch im Augenblick wollte er einfach nur weg.

Lakewood war eine kleine Stadt, vielleicht 15 Kilometer vom Atlantischen Ozean entfernt; man erzählte sich, die Familie Rockefeller hätte hier ihre Urlaube verbracht. Es spielte also keine große Rolle, ob er sich nach Norden oder Süden wandte. So oder so würde er sich nicht weit von dem Ort entfernen, den er nun sein Zuhause nannte. In der Stadt hatten einmal 50.000 oder mehr Menschen gelebt, bevor die Untoten gekommen waren. Jetzt schätzte er ihre Zahl auf weniger als 1000. Er hatte gehört, dass die Zustände überall an der restlichen Ostküste die gleichen waren.

Die Anstrengung half ihm, wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Er musste vorsichtig sein. Sehr bedacht war er nicht gerade vorgegangen. Genau genommen war er heute Nacht ziemlich waghalsig gewesen, als er nach Sonnenuntergang das Haus verlassen und sich an die St.-Anthony's-Kirche herangepirscht hatte. *Ich Trottel!* Was hatte er sich bloß dabei gedacht? Er betete, dass er seinen Fehltritt nicht mit dem Leben bezahlen müsste. Oder Schlimmeres.

Er erschauerte bei dem Gedanken, einer Zeremonie wie der zum Opfer zu fallen, die er in dieser Nacht zu sehen bekommen hatte. Er musste einen Unterschlupf finden, in dem er bis zum Morgengrauen bleiben konnte. Auch dann würde er nicht sicher sein, doch zumindest nicht mehr von so vielen Schatten umgeben.

Die blaue Serge-Anzugjacke, die ihm einmal gepasst hatte wie angegossen, hing nun lose um seine halb verhungerte Gestalt und flatterte hinter ihm im Fahrtwind. Er hatte neue Löcher in seinen Gürtel stechen müssen, damit er weiterhin die Hose an ihrem Platz hielt. Früher hatte er sich so oft darüber beklagt, dass es so schwer sei, abzunehmen.

Aber eigentlich war da gar nichts dabei. Man durfte einfach nur nichts mehr essen.

Sein ständig hungriger Magen knurrte. Wie konnte er nur an Essen denken, nach dem, was er gerade gesehen hatte?

Ein Schatten strich über ihn hinweg.

Eine eisige Furcht packte ihn und vertrieb jeden Gedanken an die nächste Mahlzeit aus seinem Kopf. Sein alternder Nacken protestierte, als er zum Himmel hinaufblickte und betete, eine Wolke zu sehen, die sich vor den Mond geschoben hatte. Aber die glühende Sichel hing frei sichtbar am klaren Nachthimmel.

Nein! Bitte! Er fuhr schneller; seine Beine bearbeiteten die Pedale wie die Kolben einer Maschine. *Bitte keiner von den Fliegenden!*

Hinter sich in der Luft hörte Zev so etwas wie ein Lachen. Er duckte sich und drückte sein Gesicht fast ganz an den Lenker. Etwas sauste im Sturzflug vorbei und krallte nach seinem Jackett. Es bekam ihn nicht zu fassen, streifte ihn jedoch kräftig genug, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sein Vorderrad kam ins Schlingern; das Fahrrad kippte nach links, stieß an die Bordsteinkante und ließ ihn in hohem Bogen auf den Gehweg stürzen.

Zev landete hart auf der linken Schulter und die Luft entwich mit einem grunzenden Laut aus seiner Lunge. Der Schwung des Sturzes rollte ihn auf den Rücken. Als er sah, was über ihm kreiste, vergaß er seinen Schmerz. Er wälzte sich herum und kam straukelnd auf die Beine. Instinktiv überprüfte er den Sitz der Kippa, die mit einer Klammer in seinem dünner werdenden, grauen Haar befestigt war. Dann griff er nach dem Kreuz, das an einer Schnur um seinen Hals hing. Auf engem Raum hätte es ihn vielleicht retten können, doch nicht vor einer Kreatur, die sich aus jeder beliebigen Richtung auf ihn hinabstürzen konnte. Er fühlte sich wie eine Feldmaus unter dem kalten Blick eines Falken.

Er rannte los. Wohin, wusste er nicht, aber er wusste, dass

er sich in Bewegung setzen musste. Das Fahrrad war ihm keine Hilfe mehr. Er brauchte einen geschlossenen Raum, in dem sein Rücken geschützt war und er das Kreuz benutzen konnte, um sich den Angreifer vom Leib zu halten. Vielleicht eins dieser Häuser. Ein Keller, ein Abwasserkanal – alles war besser, als hier im Freien zu bleiben, wo –

»Hier! Hier drüben!«

Eine Frauenstimme, die sich von links in einer Art gebrülltem Flüstern an ihn wandte. Zevs Blick wanderte über einen verwilderten Rasen, doch er sah nur einen großen Baum, irgendeine Kiefernart mit Ästen, die fast bis zum Boden hinabreichten.

»Schnell! Auf den Baum!«

Vielleicht war es eine Falle. Sie konnten ein Team sein – ein Geflügelter, der einem anderen am Boden die Beute in die Arme trieb. Von so etwas hatte er zwar noch nie gehört, aber das musste nichts heißen.

Mit einem Blick über die Schulter stellte er fest, dass die Kreatur ihre Flügel halb angelegt hatte und im Sturzflug auf ihn zukam. Er hatte keine Wahl. Zev wandte sich nach links und steuerte den Baum an – und was auch immer dort in den Schatten der Zweige auf ihn wartete.

Er war schon fast angekommen, als die Frauenstimme »Runter!« rief.

Zev gehorchte und warf sich ins Gras. Er hörte ein wütendes Fauchen und spürte den von den Flügeln der Bestie erzeugten Wind, als sie nicht mehr als einen halben Meter über ihn hinwegbrauste. Taumelnd kam er wieder auf die Beine und lief weiter. Bleiche Hände griffen aus den Zweigen nach ihm und zogen ihn in den Schatten.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte die Frau.

Er konnte sie nicht sehen – sie war nur ein dunkler Schemen unter vielen –, doch ihrer Stimme nach war sie jung.

»Nein. Ja. Ich bin nicht verletzt, wenn Sie das meinen.«

Aber ging es ihm gut? Nein, sicher nicht. Es würde ihm nie wieder gut gehen.

»In Ordnung.« Sie packte seine Hände und drückte sie an einen Ast. »Halten Sie den fest. Halten Sie ihn gerade, und ich versuche, ihn abzubrechen. Schnell, bevor es wiederkommt.«

Der tote Ast befand sich in Brusthöhe und fühlte sich an, als sei er etwa einen Zentimeter dick. Zev hielt ihn fest und die Frau warf sich mit ihrem ganzen Gewicht dagegen. Das Holz brach mit einem lauten Krachen.

»Was machen Sie –?«

Sie gab ihm ein Zeichen, still zu sein. »Es kommt zurück.«

Mit dem Ast in der Hand ging sie an den Rand der von überhängenden Zweigen bedeckten Fläche. Zev betrachtete ihre Silhouette, die sich vor dem mondbeschiedenen Rasen abzeichnete. Durchschnittliche Größe und kurzes, dunkles Haar – mehr vermochte er nicht zu erkennen. Er sah, wie sie sich zusammenkauerte und dann mit ihrem Ast wie mit einem Speer nach der Kreatur stach, als diese erneut vorbeirauschte. Sie verfehlte sie und ein hohes, spöttisches Gelächter entfernte sich, als das Wesen wieder in den Himmel aufstieg.

Sie kehrte zu Zev zurück, blieb auf der anderen Seite des abgebrochenen Zweigs stehen und klopfte auf die Vorderseite seines Hemds. Dann zog sie ihn nahe an sich heran und flüsterte ihm ins Ohr.

»Ihr Kreuz – stecken Sie es weg.«

»Nein! Ich werde –«

»Tun Sie, was ich sage. Die können im Dunkeln sehen. Und versuchen Sie, ängstlich auszusehen.«

Versuchen? Das war wohl kaum der passende Ausdruck.

Sie legte einen Arm um ihn, um ihn nahe bei sich zu halten, und hielt den Ast zwischen sich und ihn.

Dann noch ein Flüstern: »Holen Sie das Kreuz raus, wenn ich es Ihnen sage.«

Zev hatte keine Ahnung, was sie vorhatte, doch es gab sonst niemanden, der ihm zu Hilfe kam, daher ...

Ihr Griff wurde fester. »Da kommt es. Gleich ...«

Jetzt konnte Zev es sehen, ein dunkler Fleck in den Schatten der Äste. Mit ausgebreiteten Schwingen und vor sich ausgestreckten Armen kam es in einem niedrigen Gleitflug auf sie zu.

»... gleich ...«

Plötzlich legte es die Flügel an und kam auf sie zugeschossen wie eine Rakete.

»Jetzt!«

Als Zev das Kreuz hervorzog, stieß die Frau ihn weg. Er verlor das Gleichgewicht und fiel hintenüber, sah, wie sie in die andere Richtung fiel, fühlte, wie eine krallenbewehrte Hand seine Schulter packte, hörte, wie sich das triumphierende Kreischen der Bestie in ein Wimmern des Schrecks und des Schmerzes verwandelte, als sie gegen den Baumstamm prallte.

Zev kam wieder auf die Füße, während die fauchende Kreatur noch fieberhaft und wutentbrannt zappelte. Ihr Sturmangriff hatte eine Schneise durch die Zweige geschlagen und die Schatten ein Stück weit zurückgedrängt. Als er sich unter den schlagenden Flügeln duckte, stellte er fest, dass das Wesen sich an dem abgebrochenen Zweig aufgespießt hatte. Es zuckte wie ein Fisch am Haken, schob sich vom Stamm weg in dem Versuch, sich von dem Holzstück loszureißen, das sich in seine Brust gebohrt hatte.

Er wandte sich ab und wollte davonrennen. Dies war seine Chance, diesem Ding zu entkommen. Aber was war mit der Frau? Er konnte sie nicht allein zurücklassen.

Dann entdeckte er sie. Sie stand hinter dem Wesen, hatte ihren ohnehin schon kurzen Rock gehoben und trat ihm in den Rücken, um es weiter auf den Ast zu schieben. Die Kreatur heulte und strampelte. Durch ihr Gezappel brach

der Ast mit einem lauten Krachen vom Stamm, was sich fast wie ein Schuss anhörte.

Nun befreit, wirbelte und taumelte sie im Mondlicht davon. Sie schlug mit den Flügeln, doch diese konnten sie offenbar nicht mehr vom Boden heben. Etwa drei Meter vom Baum entfernt fiel sie auf die Knie. Die Frau war direkt hinter ihr und versetzte ihr einen weiteren Tritt. Das Wesen rollte auf den Rücken und verkrallte sich in dem hölzernen Schaft, der einen halben bis einen Meter weit aus seiner Brust ragte. Seine Bewegungen waren jetzt schwächer und seine Flügel lagen zerdrückt unter seinem Leib. Heulend und sich in Todesqualen krümmend packte es den Ast und fing an, ihn aus seiner Brust zu ziehen.

»Nein, das wirst du nicht tun!«, rief die Frau.

Sie griff nach dem oberen Ende, schob den Ast wieder hinein und stützte sich darauf, um ihn an seinem Platz zu halten.

»Das ist für Bern!«, schrie sie, und jetzt ließ nackte Wut ihre Stimme rau klingen. »Das hier musste ich ihr antun, wegen dir! Wie fühlt sich das an? Wie fühlt sich das an?«

Einen Augenblick lang fragte sich Zev, wer von beiden furchteinflößender war: diese kreischende Frau oder das zappelnde Monster, das sie am Boden festgenagelt hielt.

Die Kreatur kratzte und trat nach ihr, warf sie fast um. Er musste ihr helfen. Wenn dieses Wesen sich befreite ...

Mit trockenem Mund und klopfendem Herzen zwang Zev sich, aus den Schatten zu treten und warf sich ebenfalls mit seinem ganzen Gewicht auf den Ast. Er spürte, wie er tiefer in die Brust dieses Dings vorstieß. Dann war ein Übelkeit erregendes Schaben zu hören, als er an Rippen entlangschrammte und sich in die Erde bohrte.

Mit einem Mal wurde die Gegenwehr des Wesens schwächer. Jetzt sah er, dass es weiblich war. Es war vielleicht einmal schön gewesen, aber seine kränkliche Blässe und die entblößten Reißzähne beraubten es jeder Attraktivität.

Schließlich erschauerte es und lag still. Voller Erstaunen sah Zev, wie seine Flügel verschrumpelten und verschwanden.

»*Gevalt!*«, flüsterte er, ohne so recht zu wissen, warum. »Sie haben es geschafft! Sie haben eins getötet!«

Er hatte gehört, dass man sie töten konnte – davon berichteten alle alten Volkssagen –, aber er hatte nie wirklich gesehen, wie eins starb, war noch nicht einmal jemandem begegnet, der es gesehen hatte.

Es war gut, zu wissen, dass man sie töten konnte.

»Wir haben das getan.« Sie löste endlich ihren Griff um den Ast, ließ die Kreatur jedoch nicht aus den Augen. »Falls du eine Seele hast«, sagte sie, »dann möge Gott Erbarmen mit ihr haben.«

Was war das? Erst kreischte sie wie eine Harpyie, dann segnete sie es. Sie war eine Verrückte.

Sie wandte sich ihm zu. »Tut mir leid, dass ich so ausgeflippt bin. Ich ... es ist bloß ...« Der Gedanke schien ihr zu entgleiten, als ob irgendetwas sie abgelenkt hätte. »Jedenfalls, danke für Ihre Hilfe.«

»Sie haben mir das Leben gerettet, junge Dame. Ich bin derjenige, der sich bedanken sollte.«

Sie starrte ihn an. »Sie sind Rabbi Wolpin, oder?«

Einen Moment lang versagte ihm vor Schreck die Stimme. Sie kannte ihn?

»Nun ... ja. Aber ich erkenne Sie nicht ...«

Sie lachte. Ein bitteres Lachen. »Na, Gott sei Dank, das hoffe ich auch.«

Er konnte sie jetzt sehen. Ihr Gesicht kam ihm nicht bekannt vor; ihr kurzes, dunkles Haar war unauffällig frisiert. Er bemerkte eine winzige, sichelförmige Narbe an der rechten Seite ihres Kinns. Sie benutzte viel Augen-Make-up – sehr viel. Ein enger, roter Pullover und ein noch engerer, kurzer schwarzer Rock verhüllten wenig von ihrem schlanken Körper. Und waren das etwa Netzstrümpfe?

Eine Prostituierte? In diesen Zeiten? So etwas hätte er sich nie träumen lassen. Doch dann fiel ihm ein, dass er schon davon gehört hatte, dass Frauen ihren Körper für Nahrungsmittel und verschiedene Gefälligkeiten verkauften.

»Und woher kennen Sie mich?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich war mit Pater Cahill bei Ihnen.«

Bei der Erwähnung des Namens seines Freundes spürte Zev eine plötzliche Wärme. »Joe Cahill. Ich war gerade drüben bei seiner Kirche. Ich hab gesehen ...« Die Worte blieben ihm im Hals stecken.

»Ich weiß. Ich habe –« Sie wedelte mit der Hand vor ihrem Gesicht. »Sie fängt schon an zu stinken. Muss eine der Älteren sein.«

Zev schaute nach unten und sah, dass die Kreatur bereits in einem fortgeschrittenen Zustand der Fäulnis war.

»Verschwinden wir lieber von hier.« Die Frau wich zurück. »Die scheinen mitzubekommen, wenn einer von ihrer Art stirbt. Holen Sie Ihr Fahrrad und treffen Sie mich beim Baum.«

Zev starrte weiter die Leiche an. »Sind die immer so schwer zu töten?«

»Ich glaube, der Ast ist zuerst nicht ganz bis ins Herz vorgedrungen.«

»Nu? Sie haben das also schon mal getan?«

Sie wirkte niedergeschlagen, als sie ihn ansah. »Reden wir nicht darüber.«

Als Zev sein Fahrrad zum Baum schob, sah er sie neben einem roten Bollerwagen für Kinder stehen, einem altmodischen Radio Flyer. Eine mit dem Schriftzug *St. Anthony's School* geschmückte Büchertasche lag in dem Wagen. Er hatte bisher weder den einen noch den anderen Gegenstand bemerkt. Sie musste sie zwischen den Zweigen versteckt haben.

Sie sagte: »Sie meinten vorhin, Sie wären bei der St.-Anthony's-Kirche gewesen. Warum?«

»Um zu sehen, ob das, was ich gehört hatte, stimmte.«
Wieder verspürte Zev den Würgerereflex. »Wenn man bedenkt, dass das die Kirche von Pater Cahill war.«

»Er war nicht der Pastor.«

»Vielleicht nicht dem Titel nach, aber es war seine Gemeinde. Er war der Kitt, der sie alle zusammenhielt. Jemand sollte ihm erzählen, was da vorgeht.«

»Oh, ja. Das wäre toll. Aber niemand weiß, wo er ist, oder ob er überhaupt noch lebt.«

»Ich schon.«

Ihre Hand schoss vor, packte seinen Arm und drückte fest zu. »Er ist am Leben?«

»Ja«, antwortete Zev, verduzt von ihrer Heftigkeit.
»Jedenfalls glaube ich das.«

Ihr Griff wurde fester. »Wo?«

Er fragte sich, ob es ein Fehler gewesen war, es ihr zu sagen. Er versuchte, nicht ausweichend zu klingen. »Ein Seminarhaus. Ob ich dort gewesen bin? Nein. Aber ich habe gehört, dass es in der Nähe des Strands liegen soll.«

So war es tatsächlich, und er kannte auch die Adresse. Nachdem Joe aus dem St.-Anthony's-Pfarrhaus ins Seminarhaus umgezogen war, hatten er und Zev noch oft miteinander telefoniert. Jedenfalls, bis die Kreaturen gekommen waren. Dann hatten die Telefone nicht mehr funktioniert und Zev war gezwungen gewesen, sich mehr um sein Überleben zu kümmern als darum, mit alten Freunden in Kontakt zu bleiben.

»Sie müssen ihn finden! Sie müssen es ihm sagen! Wenn er davon erfährt, wird er zurückkommen und es denen heimzahlen!«

»Er ist ein guter Mensch, da stimme ich zu, aber er ist auch bloß ein Einzelner.«

»Nein! Viele seiner Gemeindemitglieder leben noch, aber

sie haben Angst. Sie sind besiegt worden. Aber wenn Pater Joe zurückkommen würde, hätten sie wieder Hoffnung. Dann würden sie sehen, dass es noch nicht vorbei ist. Sie würden wieder den Willen haben, zu kämpfen.«

»So wie Sie?«

»Bei mir ist das was anderes«, erwiderte sie und die Leidenschaft verschwand aus ihrer Stimme. »Ich hab den Kampfeswillen nie verloren. Aber das hat auch etwas mit meinen speziellen Umständen zu tun.«

»Inwiefern?«

»Das ist nicht wichtig. *Ich* bin nicht wichtig. Aber Pater Joe schon. Finden Sie ihn, Rabbi Wolpin. Tun Sie die Sache nicht ab. Finden Sie ihn morgen und erzählen Sie es ihm. Wenn er hört, was sie mit seiner Kirche gemacht haben, wird er zurückkehren und denen eine Lektion erteilen, die sie nie vergessen werden!«

Daran glaubte Zev zwar nicht so recht, aber er wollte seinen jungen Freund gern wiedersehen. Ihn ausfindig zu machen, wäre eine *Mitzwa*, was die St.-Anthony's-Kirche anging, aber es konnte auch gut für ihn selbst sein. Es konnte seinem Leben wieder eine Form geben ... einem Leben, das mehr oder weniger auf die bloße Existenz zurückgeworfen war, auf die endlose, abstumpfende Aufgabe, Nahrung und Unterschlupf zu suchen, während er bei Nacht den Kreaturen aus dem Weg gehen musste und tagsüber dem menschlichen Abschaum, der ihre Befehle ausführte.

»Also gut«, sagte Zev. »Ich werde versuchen, ihn zu finden. Ich kann nicht versprechen, dass ich ihn mit zurückbringen werde, weil diese Entscheidung nicht bei mir liegt. Aber ich verspreche, ich werde ihn suchen gehen.«

»Gleich morgen?«

»Sobald die Sonne aufgeht. Und was soll ich ihm sagen, wenn er fragt, wer mich geschickt hat?«

Die Frau wandte sich ab und schüttelte den Kopf. »Niemand.«

»Sie wollen mir nicht Ihren Namen verraten?«

»Der ist nicht wichtig.«

»Aber Sie scheinen ihn doch zu kennen.«

»Von früher, ja.« Sie sprach jetzt mit belegter Stimme.

»Aber jetzt würde er mich nicht mehr wiedererkennen.«

»Und da sind Sie ganz sicher?«

Sie nickte. »Ich bin zu weit abgefallen. Ich fürchte, ich kann nicht mehr zurück.«

Sie musste irgendetwas Furchtbares durchgemacht haben. Das hatte jeder, der noch am Leben war, Zev eingeschlossen. Aber ihre Erlebnisse, worum auch immer es sich dabei handelte, hatten sie ein wenig *meschugge* gemacht. Vielleicht auch mehr als nur ein wenig.

Sie ging davon und sah dabei beinahe lächerlich aus mit dem kleinen, roten Wägelchen, das sie hinter sich herzog.

»Warten Sie ...«

»Finden Sie ihn einfach«, sagte sie, ohne sich umzudrehen. »Und erwähnen Sie mich nicht.«

Damit trat sie in die Schatten und war nicht mehr zu sehen. Nur das Quietschen der Räder des Bollerwagens verwies darauf, dass sie sich nicht einfach in Luft aufgelöst hatte.

Pater Cahill und eine Prostituierte? Das konnte Zev nicht glauben. Doch selbst, wenn es so war, wäre das immer noch weit weniger schwerwiegend als das, was man Joe vorgeworfen hatte.

Vielleicht hatte sie in der alten Zeit noch nicht ihren Körper verkauft. Vielleicht war das etwas, das sie erst in diesen neuen, schrecklichen Zeiten zu tun gezwungen war, um zu überleben. Was auch immer davon zutraf – er segnete sie dafür, dass sie in dieser Nacht hier gewesen war, um ihm zu helfen.

Aber wer ist sie?, fragte er sich. Oder, vielleicht noch wichtiger: *Wer war sie gewesen?*

Carole

Carole versteckte den roten Wagen hinter den Büschen an der Seite des Hauses. Dann stieg sie die klapprigen Stufen zur vorderen Veranda hinauf, schloss die Tür auf und ging hinein. Da hörte sie die Stimme. Den ganzen langen Heimweg über war sie still geblieben. Jetzt fing sie wieder an.

Trautes Heim, Glück allein. Ist es das, was du dir jetzt wünschst, Carole? Und glaub ja nicht, dass die gute Tat, die du heute Nacht getan hast, die Todsünden wieder wettmachen kann, die du früher an diesem Abend begangen hast. Das wird sie nicht. Nicht einmal ansatzweise!

»Ruhe«, murmelte Carole. »Ich muss lauschen.«

Sie war jetzt seit zwei Wochen in diesem Haus und hatte es so sicher wie möglich gemacht. So sicher, wie es eben ging, nachdem für sie im letzten Monat die Welt untergegangen war.

Letzten Monat? Ja ... am kommenden Freitag würden es sechs Wochen sein. Es kam ihr vor wie eine Ewigkeit. Sie hätte nie geglaubt, dass alles so schnell vor die Hunde gehen könnte. Aber so war es gekommen.

Trotz der Sicherheitsmaßnahmen, die sie ergriffen hatte, hielt sie den Atem an und horchte, ob außer ihr noch jemand – oder *etwas* – im Haus war. Sie hörte nichts als den leichten Wind, der im oberen Schlafzimmer durch die Vorhänge strich. Es war warm gewesen, als sie aufgebrochen war, aber nun war die Nacht kühl. Der Mai war ein so unberechenbarer Monat.

Sie fischte die Taschenlampe aus ihrer Schultertasche und schaltete sie ein, dann wieder aus – gerade lange genug, um sich orientieren zu können. Darüber, dass man das Licht von draußen sehen könnte, machte sie sich keine Sorgen – die Decken, die vor den Fenstern hingen, verhinderten das. Aber sie wollte Batterien sparen, die nun ein seltenes und

wertvolles Gut darstellten. Als sie die Treppe erreichte, knipste sie das Licht noch einmal an, um über die zerbrochene erste Stufe steigen zu können. Ihr fielen kleine Blutspritzer am Geländer und am Treppenpfosten auf. Sie würde sie am Morgen beseitigen, wenn sie genug natürliches Licht hatte.

Als sie ins Schlafzimmer kam, schloss sie das Fenster und zog sich rasch aus.

Klar, du kannst vielleicht diese Hurenklamotten ausziehen, Carole, aber das, was du in ihnen getan hast, wirst du nicht so einfach los.

Darüber machte sie sich keine Illusionen. Sie zog ein schlabbriges, graues Sweatshirt an, schlüpfte unter die Bettlaken und betete, dass die Stimme sie heute schlafen lassen würde. Die Mühen dieser Nacht hatten sie erschöpft.

Sie dachte an Rabbi Wolpin. Das ließ sie an Pater Cahill denken, und das wiederum führte zu Gedanken über die St.-Anthony's-Kirche, die Schule, in der sie unterrichtet hatte, und das Kloster, in dem sie gewohnt hatte ...

Sie dachte an ihre letzten Nächte dort, vor weniger als sechs Wochen, nur wenige Tage vor Ostern, als alles noch so anders gewesen war ...

Karfreitag

»Der Heilige Vater sagt, dass es keine Vampire gibt«, sagte Schwester Bernadette Gileen.

Schwester Carole Hanarty hob ihren Blick von dem Stapel Chemietests, der auf ihrem Schoß lag – Tests, die sie ihren Zehntklässlern vielleicht nie zurückgeben könnte – und sah Bernadette an, die durch die Stadt fuhr und den Schalthebel des alten Datsun betätigte wie ein altgedienter Trucker. Ihre liebe Freundin, die wie sie selbst den Barmherzigen Schwestern angehörte, war dünn, fast mager,

hatte große, blaue Augen und um das weiße Band ihrer Nonnentracht herum kam ihr kurzes, rotes Haar zum Vorschein. Während sie angestrengt durch die Windschutzscheibe sah, rötete das glühende Licht der untergehenden Sonne die reine, weiche Haut ihres runden Gesichts.

Schwester Carole zuckte mit den Achseln. »Wenn Seine Heiligkeit das gesagt hat, müssen wir es glauben. Aber wir haben schon so lange nichts mehr von ihm gehört. Ich hoffe ...«

Bernadette wandte sich ihr zu und sah sie aus großen, besorgten Augen an.

»Oh, du glaubst doch wohl nicht, dass Seiner Heiligkeit etwas zugestoßen ist, oder, Carole?«, fragte sie und der singende Tonfall ihrer irischen Heimat drängte sich in ihre Stimme. »Das würden sie nicht wagen!«

Da sie einen Augenblick lang nicht wusste, was sie erwidern sollte, starrte Carole durch das Seitenfenster die knospenden Bäume an, die draußen vorbeiglitten. Die Bürgersteige waren leer in dieser kleinen Stadt an der Küste von New Jersey, und es waren kaum andere Autos auf der Straße. Sie und Bernadette hatten drei Lebensmittelgeschäfte aufsuchen müssen, bis sie eins fanden, das etwas zu verkaufen hatte. Die Sammelwütigen und die verspäteten oder ausbleibenden Lieferungen sorgten dafür, dass die Nahrung knapp wurde.

Jeder konnte es spüren. Wie hieß es noch gleich? *Ha! Mir juckt der Daumen schon, sicher naht ein Sündensohn.*

Oder so ähnlich.

Sie rieb ihre kalten Hände aneinander und dachte über Bernadette nach. Diese war fünf Jahre jünger als Carole – erst 26 – und hatte einen so wachen Verstand, dachte so klar in so vielen Dingen. Aber ihr Glaube war beinahe kindlich.

Sie war vor zwei Jahren im St.-Anthony's-Nonnenwohn-

heim eingetroffen, und die beiden hatten sich sofort gut verstanden. Sie hatten so viel gemeinsam. Nicht bloß ihre irische Herkunft, sondern auch eine gewisse Vereinsamung. Caroles Eltern waren schon vor Jahren gestorben und Bernadettes waren in der alten Heimat geblieben. Also wurden sie auf eine Weise zu Schwestern, die über ihre Zugehörigkeit zum Orden hinausging. Carole war die große Schwester, Bernadette die kleine. Sie beteten zusammen, lachten zusammen, gingen zusammen spazieren. Sie übernahmen in der Klosterküche das Kommando und erledigten alle Lebensmitteleinkäufe miteinander. Carole hoffte, dass sie Bernadettes Leben wenigstens halb so sehr bereichert hatte, wie die jüngere Frau das ihre.

Bernadette war so unschuldig. Sie schien anzunehmen, dass die Unfehlbarkeit des Papstes in Fragen des Glaubens oder der Moral auch bedeutete, dass er unverwundbar sein musste.

Carole hatte es Bernadette nicht gesagt, doch sie hatte beschlossen, dem Papst in allem, was die Untoten betraf, nicht zu glauben. Schließlich war deren Existenz keine Frage des Glaubens oder der Moral. Sie existierten entweder oder sie existierten nicht. Und all die Nachrichten, die im letzten Jahr aus Europa gekommen waren, hatten wenig Zweifel daran gelassen, dass Vampire real waren.

Und daran, dass sie auf dem Vormarsch waren.

Irgendwie hatten sie sich organisiert. Sie existierten nicht nur – es hatten sich mehr von ihnen in Osteuropa versteckt, als selbst der abergläubischste Bauer sich hätte vorstellen können. Und als der Ostblock zusammengebrochen und alle früheren Satellitenstaaten und Russland ins Chaos gestürzt waren und ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatten, sich Land anzueignen und im Namen von Nation, Rasse und Religion Massaker anzurichten, hatten die Untoten das Machtvakuum genutzt und zugeschlagen.

Sie hatten hoch geschlagen, sie hatten tief geschlagen,

und bevor die restliche Welt reagieren konnte, hatten sie bereits ganz Osteuropa unter Kontrolle gehabt.

Hätten sie lediglich getötet, hätte man sie vielleicht aufhalten können. Doch da jede Tötung eine Verwandlung war, stieg ihre Zahl in einer geometrischen Folge an. Schwester Carole kannte sich mit geometrischen Folgen besser aus als die meisten. Hatte sie nicht jahrelang versucht, sie ihrer Chemiekasse zu demonstrieren, indem sie einen Impfkristall in einen Becher mit übersättigter Lösung fallen ließ? Aus dem einen Kristall wurden zwei, dann vier, dann acht, dann 16 und so weiter. Man konnte sehen, wie sich die Kristallgitter formten, zuerst langsam, dann mit zunehmender Geschwindigkeit die Lösung überbrückend, bis die Flüssigkeit im Becher sich in eine feste, kristalline Masse verwandelt hatte.

So war es auch in Osteuropa und Russland geschehen. Dann hatten sie sich im Nahen Osten und in Indien ausgebreitet, dann in China. Und im letzten Herbst dann in Westeuropa.

Die Untoten wurden zu einer unaufhaltsamen Macht.

In Europa war es seit Monaten still geblieben. Zumindest offiziell. Doch ein paar Schüler der St. Anthony's High School, die Kurzwellenfunkgeräte besaßen, hatten Carole von schwachen Funksprüchen erzählt, die über den Atlantik zu ihnen durchgedrungen waren: Berichte von scheußlichen Gräueln, die sich überall in Europa unter der Herrschaft der Untoten ereigneten.

Aber der Papst hatte verkündet, es gäbe keine Vampire. Das hatte er gesagt, doch bald darauf waren er und der Vatikan ebenso verstummt wie der Rest des Kontinents.

Washington hatte die unmittelbare Bedrohung heruntergespielt, hatte behauptet, der Atlantische Ozean würde eine natürliche Barriere gegen die Untoten bilden. Europa würde unter Quarantäne stehen. Amerika wäre sicher.

Dann waren Berichte eingetroffen, zuerst noch umstritten

und weiterhin von offizieller Seite dementiert, dass Untote in Washington, D.C. das Pentagon, die noblen Wohnviertel der Regierungsbeamten und das Weiße Haus selbst unsicher machten. Dann New York City. Die New Yorker Fernseh- und Radiostationen sendeten nicht mehr. Und jetzt ...

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass Vampire an die Jersey-Küste kommen, oder?«, fragte Bernadette. »Ich meine, falls es solche Wesen überhaupt gibt.«

»Fällt einem schwer, das zu glauben, nicht?«, erwiderte Carole und unterdrückte ein Lächeln. »Vor allem, weil sowieso niemand freiwillig nach Jersey kommt.«

»Oh, mach dich jetzt bloß nicht über mich lustig. Die Lage ist ernst.«

Bernadette hatte recht. Die Lage *war* ernst. »Nun ja, es würde zu dem passen, was meine Schüler aus Europa gehört haben.«

»Aber, lieber Gott, es ist doch die Karwoche! Es ist doch Karfreitag! Wie könnten sie das wagen?«

»Das ist der perfekte Zeitpunkt, überleg doch mal. Bis zur ersten Ostermesse am Sonntagmorgen wird keine Messe abgehalten. Zu welcher anderen Zeit im Jahr gibt es keine täglichen Gottesdienste?«

Bernadette schüttelte den Kopf. »Zu keiner.«

»Ganz genau.« Carole blickte auf ihre kalten Hände hinab und spürte, wie sich die Kälte bis in ihre Arme ausbreitete.

Plötzlich kam der Wagen schlingernd zum Stehen und sie hörte Bernadette aufschreien. »Herr im Himmel! Sie sind schon hier!«

Ein halbes Dutzend schwarz verhüllter Gestalten drängte sich an der vor ihnen liegenden Straßenecke und starrte sie an.

»Wir müssen hier weg!« Bernadette gab Gas.

Der Motor des alten Autos gab ein Husten von sich und verstummte.

»Oh nein!«, jammerte Bernadette, pumpte hektisch mit

dem Gaspedal und drehte den Zündschlüssel, während die finsternen Gestalten auf sie zuglitten. »Nein!«

»Ruhig, Liebes.« Carol legte ihr sanft eine Hand auf den Arm. »Ist schon gut. Das sind bloß Kinder.«

»Kinder« traf es nicht ganz. Es waren zwei männliche und vier weibliche Personen, und sie sahen aus, als seien sie im fortgeschrittenen Teenager-Alter oder Anfang 20, doch in ihren stark geschminkten Augen schien sich jede beliebige Anzahl von Lebensspannen zu spiegeln. Anzüglich grinsend umringten sie den Wagen, vier auf Bernadettes Seite und zwei auf Caroles. Fahle Gesichter, die eine Schicht weißen Puders noch bleicher machte, kajalverschmierte Augenlider und schwarzer Lippenstift. Schwarze Fingernägel, Ringe in ihren Ohren, Augenbrauen und Nasenflügeln, Chromnieten, die durch ihre Wangen und Lippen gebohrt waren. Ihre Haare deckten das ganze Farbspektrum ab, von Leichenweiß über Burgunderrot bis hin zu Pechschwarz. Die Jungen trugen nur Lederjacken an ihren bloßen, haarlosen Oberkörpern; die Brüste der Mädchen lagen in ihren schwarzen Push-up-BHs und Bustiers ebenfalls fast frei. Glänzende Stiefel aus Leder oder Vinyl, Netzstrümpfe, schichtenweise Spitze und alles schwarz, schwarz, schwarz.

»Hey, guckt mal!«, rief einer der Jungen. Ein Nietenhalsband aus Leder umschloss seinen Hals; auf seinem weiß geschminkten Gesicht zeichneten sich Aknenarben ab. »Nonnen!«

»Pinguine!«, bemerkte jemand anders.

Anscheinend hielten sie das für urkomisch. Alle sechs brüllten vor Lachen.

Wir sind keine Pinguine, dachte Carole. Sie hatte seit Jahren keine komplette Ordenstracht mehr getragen. Nur das Kopfstück.

»Scheiße, was werden *die* morgen früh überrascht sein!«, sagte ein vollbusiges Mädchen, das einen seidenen Zylinder trug.

Wieder lachten alle dröhnend, alle bis auf eine. Ein großes, schlankes Mädchen, das drei große, schwarze Tränen auf eine Wange tätowiert hatte und in dessen schwarz gefärbtem Haar noch blonde Haarwurzeln erkennbar waren, hielt sich im Hintergrund und sah aus, als würde es sich unwohl fühlen. Carole starrte sie an. Irgendwie kam sie ihr bekannt vor ...

Sie kurbelte ihr Fenster herunter. »Rosita? Rosita Hernandez, bist du das?«

Wieder Gelächter. »»Rosita?««, äffte sie jemand nach. »Das ist Wicky!«

Das Mädchen trat vor und sah Carole in die Augen. »Ja, Schwester. Das war mal mein Name. Aber jetzt bin ich nicht mehr Rosita.«

»Das sehe ich.«

Sie erinnerte sich an Rosita. Ein liebes Mädchen, ausgesprochen klug, aber so still. Eine unersättliche Leserin, die zu den anderen Kindern nie so recht Anschluss gefunden hatte. In ihren frühen Jahren an der High School hatten ihre Noten sich rapide verschlechtert. Die Abschlussklasse hatte sie nie beendet. Als Carole ihre Eltern angerufen hatte, war ihr mitgeteilt worden, dass Rosita von zu Hause weggegangen sei. Sie war nicht mehr in der Lage gewesen, noch etwas zu lernen.

»Du hast dich ein bisschen verändert, seit ich dich zum letzten Mal gesehen habe. Wie lang ist das jetzt her – drei Jahre?«

»Du redest über *Veränderung*?«, fragte das Mädchen mit dem Zylinder und schob ihr Gesicht vor das Fenster. »Warte erst mal bis heute Nacht. Dann siehst du, wie sie sich *wirklich* verändert!« Ihr bellendes Lachen enthüllte ein verchromtes Zungenpiercing.

»Halt dich raus, Carmilla!«, wies Rosita sie an.

Carmilla beachtete sie nicht. »Sie kommen heute Nacht, wisst ihr. Die Herren der Nacht werden nach

Sonnenuntergang eintreffen, und das wird den Tod eurer Welt und die Geburt unserer Welt bedeuten. Wir werden uns ihnen darbieten, werden unsere Kehlen entblößen und sie uns aussaugen lassen, und wir werden uns ihnen anschließen. Dann werden wir mit ihnen über die Nacht herrschen!«

Es klang wie eine einstudierte Ansprache, die sie wieder und wieder vor ihrer schwarz gekleideten Truppe zum Besten gegeben hatte.

Carole richtete den Blick an Carmilla vorbei auf Rosita. »Ist es das, was du glaubst? Ist es das, was du wirklich willst?«

Das Mädchen hob ihre hohen, dünnen Schultern. »Besser als alles andere, was ich in Aussicht habe.«

Endlich erwachte der alte Datsun stotternd wieder zum Leben. Carole hörte, wie Bernadette den Gang einlegte. Sie berührte ihren Arm: »Warte. Nur noch einen Moment, bitte.«

Sie wollte gerade etwas zu Rosita sagen, als Carmilla einen lang gestreckten Finger auf sie richtete und rief: »Und dann werdet ihr Schlampen und euer Waschlappen von einem Gott, für den ihr die Beine breit macht, verickt noch mal ausgerottet!«

Mit überraschender Kraft riss Rosita Carmilla vom Autofenster weg.

»Fahren Sie lieber, Schwester Carole.«

Der Datsun setzte sich in Bewegung.

»Scheiße, was ist denn mit dir los, Wicky?«, hörte Carole Carmilla schreien, während sich der Wagen langsam von der Gruppe der schwarz Gekleideten entfernte.

»Wirst du jetzt religiös oder was? Sollen wir dich ab jetzt lieber *Schwester Rosita* nennen?«

»Sie war eine der wenigen, die es wirklich gut mit mir gemeint haben«, fauchte Rosita. »Also fick dich, Carmilla.«

Dann geriet das Auto außer Hörweite.

»Was waren das für schreckliche Kreaturen!«, rief Bernadette und starrte aus dem Fenster in Caroles Klosterzimmer. Sie hatte gar nicht mehr aufhören können, über den Vorfall auf der Straße zu reden. »Die waren fast in meinem Alter, und was die für furchtbare Ausdrücke benutzt haben!«

Das Zimmer war kaum mehr als ein drei Quadratmeter großer Putzkasten mit Rissen in den Wänden und die letzte Farbschicht begann bereits, von der uralten Decke aus geprägtem Blech abzublättern. Hier hatte sie ein Fenster und ihre Einrichtung, die aus einem Kruzifix, einer Kommode mit Spiegel, einem Arbeitstisch mit Stuhl, einem Bett und einem Nachtschränkchen bestand. Nicht viel, aber sie nannte es gern ihr Zuhause. Sie nahm ihr Armutsgelübde ernst.

»Vielleicht sollten wir für sie beten.«

»Die brauchen mehr als Gebete, nehme ich an. Glaub mir, mit denen wird's ein böses Ende nehmen.« Bernadette nahm den überdimensionierten Rosenkranz ab, den sie um den Hals trug, und nahm seine Perlen und das an ihm hängende Kruzifix in die Hand. »Vielleicht könnten wir ihnen einige Kreuze anbieten, um sie zu beschützen?«

Carole konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Das ist lieb gemeint, Bern, aber ich glaube nicht, dass sie beschützt werden wollen.«

»Klar, weiß ich doch selbst«, erwiderte Bernadette mit reumütigem Lächeln. »Nein, natürlich wollen sie das nicht.«

»Aber wir werden für sie beten«, versprach Carole.

Bernadette ließ sich in einen Stuhl fallen, blieb dort aber nur einen kurzen Augenblick. Dann stand sie wieder auf, ging hin und her, schritt jeden Winkel von Caroles Zimmer ab. Sie konnte wohl nicht still sitzen. Dann schlenderte sie in den Flur hinaus und kam fast sofort wieder zurück, wobei sie ihre Hände aneinanderrieb, als würde sie sie waschen.

»Es ist so still hier. So leer.«

»Das will ich auch hoffen«, entgegnete Carole. »Außer uns beiden sollte niemand hier sein.«

Das kleine Kloster war selbst dann halb leer, wenn all seine Bewohnerinnen anwesend waren. Jetzt, da die St.-Anthony's-Schule für eine Woche geschlossen bleiben würde, waren die restlichen Nonnen nach Hause gefahren, um die Osterwoche mit ihren Brüdern, Schwestern und Eltern zu verbringen. Selbst die, die in den vorigen Jahren vielleicht im Kloster geblieben wären, hatten die Gerüchte gehört, dass die Untoten womöglich hierherkommen würden und sich zerstreut. Caroles einzige noch lebende Verwandte war ihre Tante Joyce, die Schwester ihrer Mutter. Sie lebte in Harrisburg und lud sie für gewöhnlich immer ein, die Osterwoche und die Woche danach mit ihr zu verbringen. Aber dieses Jahr hatte sie sie nicht eingeladen und sie ging auch nicht ans Telefon. Sie hatte einen Sohn in Kalifornien; vielleicht war sie zu ihm gefahren. Viele verließen jetzt die Ostküste.

Bernadette hatte seit Monaten nichts von ihrer Familie in Irland gehört. Carole befürchtete, dass sie nie wieder von ihnen hören würde.

Also waren nur noch sie beide übrig, um die Stellung zu halten. Das Kloster gehörte zu einem Gebäudekomplex, der aus der Kirche selbst, dem Pfarrhaus, der Grundschule, der High School, dem winzigen Friedhof und dem robusten, zweistöckigen Nonnenwohnheim bestand. Sie und Bernadette hatten Zimmer im ersten Stock bezogen, während das Erdgeschoss den älteren Nonnen vorbehalten war.

Carole hatte keine Angst. Sie wusste, dass sie hier im St. Anthony's sicher wären, auch wenn sie sich wünschte, dass mehr Menschen auf dem Gelände geblieben wären als bloß Bernadette, sie selbst und Pater Palmeri.

»Ich kann Pater Palmeri nicht verstehen«, sagte Bernadette. »Er schließt die Kirche ab und hindert seine

Gemeindemitglieder daran, am Karfreitag den Kreuzweg zu gehen. Wo gibt's denn so was, frage ich dich? Ich versteh das einfach nicht.«

Carole glaubte, es nachvollziehen zu können. Sie hatte den Verdacht, dass Pater Palmeri sich fürchtete. Irgendwann im Laufe des Morgens hatte er das Pfarrhaus abgeschlossen, die Tür zur Kirche verriegelt und sich in ihrem Keller versteckt.

Sie hoffte, dass Gott ihr diesen Gedanken vergeben würde, aber Schwester Carole hielt Pater Palmeri für einen Feigling.

»Oh, ich wünschte, er würde die Kirche aufmachen, nur für eine Weile«, fuhr Bernadette fort. »Ich muss da rein, Carole. Ich *brauche* das.«

Carole wusste, wie Bern sich fühlte. Wer hatte noch mal gesagt, Religion sei Opium fürs Volk? Marx? Wer es auch gewesen war, er hatte damit nicht ganz falsch gelegen. In der kühlen, friedlichen Stille unter den gotischen Bögen der St.-Anthony's-Kirche zu sitzen, zu beten, zu meditieren und die Gegenwart des Herrn zu spüren war für Carole wie die tägliche Dosis einer süchtig machenden Droge. Eine Dosis, die man ihr und Bern heute verweigert hatte. Doch Berns Entzugserscheinungen schienen schlimmer zu sein als Caroles.

Als sie am Fenster vorbeikam, blieb die jüngere Nonne stehen und zeigte nach unten auf die Straße.

»Und wer in Gottes Namen sind die da?«

Carole stand auf und trat neben Bernadette. Auf der Straße unter ihnen fuhr ein Festzug aus funkelnden, neuen Autos vorbei – Mercedes, BMWs, Jaguars, Lincolns, Cadillacs. Alle hatten New Yorker Nummernschilder; alle kamen aus der Richtung, in der der Parkway lag.

Ihr Anblick in der Abenddämmerung führte dazu, dass sich Caroles Magen verkrampfte. Die wölfischen Gesichter, die sie durch die Wagenfenster erspähen konnte, wirkten

roh, und diese Art, wie sie mit ihren glänzenden Luxusautos auf der Mittellinie fuhren ... als ob die Straße ihnen gehörte.

Ein Cadillac-Cabrio fuhr mit offenem Verdeck vorbei; vier verlotterte Insassen lümmelten sich auf den Sitzen. Der Fahrer trug einen Cowboyhut; neben ihm saß eine Frau, die ganz in Leder gekleidet war. Beide tranken Bier. Als Carole sah, wie der Fahrer nach oben und in ihre Richtung schaute, zog sie Bern am Ärmel.

»Zurück! Lass sie dich nicht sehen!«

»Warum nicht? Wer sind die denn?«

»Ich bin nicht sicher, aber ich habe von Banden von Leuten gehört, die für die Vampire bei Tag die Drecksarbeit machen. Die ihre Seelen für das Versprechen verkauft haben, später unsterblich zu werden ... und für andere Dinge, die sie sofort bekommen.«

»Du machst doch wohl Witze, Carole!«

Carole schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, es wäre so.«

»Oh, lieber Gott, und jetzt ist auch noch die Sonne untergegangen.« Sie sah Carole aus ängstlichen blauen Augen an. »Meinst du, wir sollten vielleicht ...«

»Abschließen? Auf jeden Fall. Ich weiß, Seine Heiligkeit hat gesagt, dass es keine Vampire gibt – aber vielleicht hat er ja seitdem seine Meinung geändert, ohne uns davon in Kenntnis setzen zu können.«

»Klar, da hast du wahrscheinlich recht. Du machst hier zu und ich schaue im Flur nach.« Sie eilte hinaus und ihre Stimme verlor sich im Gang. »Oh, ich wünschte wirklich, Pater Palmeri hätte die Kirche nicht abgesperrt. Ich würde da so gern ein paar Gebete sprechen.«

Schwester Carole sah noch einmal aus dem Fenster. Die schicken neuen Wagen waren nicht mehr da, aber hinter ihnen rumpelte ein Konvoi aus Lastwagen daher – große, 18-rädrige Sattelzüge, die sich schwerfällig über die Mittellinie schlepten. Wofür die wohl gedacht waren? Was hatten sie geladen? Was brachten sie in die Stadt?

Plötzlich begann ein Hund zu bellen, dann noch einer und immer mehr, bis es schien, als würde jeder einzelne Hund in der Stadt seine Stimme erheben.

Um das Unbehagen zu bekämpfen, das wie eine Flut in ihr aufstieg, konzentrierte Schwester Carole sich auf die einfache, praktische Tätigkeit, ihr Fenster zu schließen und zu verriegeln und die Vorhänge zuzuziehen.

Aber die Angst blieb – eine Übelkeit erregende, eisige Gewissheit, dass die Welt der Dunkelheit anheimfiel, dass der näher kriechende Saum der Schatten nun ihren Teil der Erde erreicht hatte und dass die kommenden Nachtstunden ohne irgendein Wunder, irgendeinen direkten Eingriff eines zornigen Gottes ihr Leben unwiderruflich verändern würden.

Sie begann, für dieses Wunder zu beten.

Carole und Bernadette hatten beschlossen, den St.-Anthony's-Konvent in dieser Nacht dunkel zu lassen.

Außerdem hatten sie beschlossen, die Nacht zusammen in Caroles Zimmer zu verbringen. Sie schleiften Bernadettes Matratze hinein, schlossen die Tür ab und verhängten das Fenster zusätzlich mit der Tagesdecke. Dann beleuchteten sie das Zimmer mit einer einzigen Kerze und beteten zusammen.

Doch die Musik der Nacht drang durch die Wände und die Türen und Vorhänge; das gedämpfte Heulen von Sirenen bildete den Gegengesang zu ihren Hymnen, der dumpfe Knall von Schüssen unterbrach ihre Psalmen. Kurz nach Mitternacht erreichte die Geräuschkulisse ihren Höhepunkt, dann verebbte sie ... bis nur noch Schweigen blieb.

Carole sah, dass Bernadette all dies besonders zusetzte. Jede Sirene ließ sie erschauern, bei jedem Schuss zuckte sie zusammen. Carole teilte Berns Entsetzen, aber sie unter-

drückte es, verbarg es tief in ihrem Inneren, ihrer Freundin zuliebe. Schließlich war sie die Ältere, und sie wusste auch, dass sie aus härterem Holz geschnitzt war. Bernadette war unschuldig, zu sensibel sogar für die Welt von gestern, die Welt vor den Untoten. Wie könnte sie in der Welt überleben, wie sie nach dieser Nacht sein würde? Sie würde Hilfe brauchen. Carole würde ihr so viel davon geben, wie sie nur konnte.

Aber so viele imaginäre Schrecken die nächtlichen Geräusche auch heraufbeschworen hatten – die Stille war schlimmer. Keine menschlichen Schmerzens- und Schreckensschreie waren in ihr Heiligtum vorgedrungen, aber vorgestellte Schreie menschlichen Leids hallten in der nachfolgenden Lautlosigkeit durch ihren Geist.

»Lieber Gott, was passiert da draußen?«, fragte Bernadette, nachdem sie den 23. Psalm laut vorgelesen hatten.

Sie kauerte sich auf ihrer Matratze zusammen und hatte sich eine Decke über die Schultern geworfen. Die Kerzenflamme spiegelte sich in ihren verängstigten Augen und warf ihren Schatten – hoch, gekrümmt, schwankend – an die Wand hinter ihr.

Carole saß im Schneidersitz auf ihrem Bett. Sie lehnte sich an die Wand und kämpfte gegen den Drang an, die Augen zu schließen. Erschöpfung lag wie ein Gewicht auf ihren Schultern und wie eine Wolke über ihrem Hirn, doch sie wusste, dass Schlafen nicht infrage kam. Nicht jetzt, nicht heute Nacht, nicht, bevor die Sonne aufging. Und vielleicht nicht einmal dann.

»Ganz ruhig, Bern –«, begann Carole, doch dann verstummte sie.

Von unten, aus dem Erdgeschoss des Wohnheims, war ein schwaches, pochendes Geräusch zu hören.

»Was ist das?«, fragte Bernadette mit gedämpfter Stimme und weit aufgerissenen Augen.

»Ich weiß nicht.«

Carole schnappte sich ihren Bademantel und trat in den Flur hinaus, um besser hören zu können.

»Lass mich jetzt bloß nicht allein!«, rief Bernadette und rannte hinter ihr her. Sie trug immer noch die Decke um die Schultern.

»Schhh«, machte Carole. »Hör hin. Es ist an der Haustür. Jemand klopft. Ich gehe mal runter und sehe nach.«

Sie eilte über die breite Treppe mit dem Eichengeländer in den Eingangsbereich hinunter. Hier war das Klopfen lauter, doch es klang immer noch schwach. Carole legte ihr Auge an den Türspion und spähte durch die Glasscheiben der Tür, doch sie konnte niemanden sehen.

Aber das Klopfen ging weiter, jetzt noch leiser.

»W–wer ist da?«, fragte sie mit vor Angst zitternder Stimme.

»Schwester Carole«, sagte eine schwache Stimme hinter der Tür. »Ich bin's ... Rosita. Ich bin verletzt.«

Instinktiv streckte Carole die Hand nach der Klinke aus, doch Bernadette packte sie am Arm.

»Warte! Das könnte ein Trick sein!«

Sie hat recht, dachte Carole. Dann schaute sie nach unten und sah Blut, das von draußen unter der Tür hindurchlief.

Sie keuchte und zeigte auf die purpurne Pfütze. »Das ist kein Trick.«

Damit schloss sie die Tür auf und öffnete. Auf der Fußmatte kauerte Rosita in einer Blutlache.

»Lieber Gott im Himmel!«, schrie Carole. »Hilf mir, Bern!«

»Was, wenn sie ein Vampir ist?«, fragte Bernadette und blieb wie erstarrt stehen. »Die können keine Türschwelle überschreiten, wenn man sie nicht hereinbittet.«

»Hör auf mit dem Quatsch! Sie ist verletzt!«

Bernadettes gutes Herz siegte über ihre Furcht. Sie warf die Decke ab. Darunter kam ein blassblaues, knöchellanges Flanell-Nachthemd zum Vorschein, das kurz über ihren

schlabbrigen Pantoffeln endete. Gemeinsam schleppten sie Rosita hinein. Bernadette schloss die Tür sofort wieder und verriegelte sie.

»Ruf 911 an!«, sagte Carole zu ihr.

Bernadette eilte zum Telefon am Ende des Flurs.

Rosita lag stöhnend auf den Fliesen der Vorhalle auf der Seite und hielt sich ihren blutenden Unterleib. Carole sah ein mit Rost und Blut überzogenes Stück Metall, das aus dem Bereich um ihren Bauchnabel hervorragte. Anhand des leichten Fäkalgeruchs des Blutes nahm Carole an, dass ihre Gedärme durchbohrt waren.

»Oh, du armes Kind!« Carole kniete sich neben sie und hielt ihren Kopf in ihrem Schoß. Sie breitete Bernadettes Bettdecke über Rositas zitterndem Körper aus. »Wer hat dir das angetan?«

»Unfall«, keuchte Rosita. Echte Tränen hatten ihr schwarzes Augen-Make-up über ihre tätowierten Tränen laufen lassen. »Ich bin weggerannt ... hingefallen.«

»Wovor weggerannt?«

»Vor *denen*. Gott ... schrecklich. Wir haben nach ihnen gesucht, Carmillas Herren der Nacht. Kurz nach Sonnenuntergang haben wir einen gefunden. Sah genauso aus, wie wir es uns immer vorgestellt hatten ... Sie wissen schon, groß, majestätisch, elegant, verführerisch und cool. Stand neben einem dieser großen Anhänger, die durch die Stadt gefahren sind. Meine Freunde sind auf ihn zugegangen, aber ich bin ein bisschen auf Abstand geblieben. War mir nicht ganz sicher, ob ich mir wirklich das Blut aussaugen lassen wollte. Aber Carmilla stellt sich direkt vor ihn, zieht ihr Oberteil aus und macht ihre Kehle frei, bietet sich ihm an.«

Rosita hustete und stöhnte, als ein krampfhafter Schmerz sie schüttelte.

»Nicht reden ... Spar dir deine Kraft auf.«

»Nein«, sagte Rosita mit leiserer Stimme, als der Schmerz

nachließ. »Sie müssen es erfahren. Dieser Typ grinst Carmilla bloß an, dann gibt er seinen Helfern ein Zeichen und die öffnen die Hintertüren des Anhängers.« Rosita schluchzte. »Grauenhaft! Der Wagen ist voll mit diesen ... *Viechern!* Sehen wie Menschen aus, aber sie sind dreckig und nackt und verhalten sich wie Tiere. Die *strömen* geradezu aus dem Anhänger und sofort springen ein paar davon Carmilla an. Sie zerbeißen und zerreißen ihr die Kehle. Ich sehe, wie sie hinfällt, höre sie schreien, und ich ziehe mich zurück. Meine anderen Freunde versuchen, wegzulaufen, aber sie werden auch auf den Boden gezerrt. Und dann sehe ich, wie eins der Dinger Carmillas Kopf hochhält, und der Typ sagt: ›Gut so, Kinder. Holt euch ihre Köpfe. Holt euch immer ihre Köpfe. Es gibt jetzt schon genug von uns.‹ Und dann hab ich mich umgedreht und bin losgerannt. Ich bin über ein leer stehendes Grundstück gelaufen, da bin ich hingefallen ... auf das da.«

Bernadette kam in die Eingangshalle zurückgehastet. Ihr Gesicht war angstverzerrt. »Unter 911 nimmt niemand ab! Ich kann niemanden erreichen!«

»Sie sind überall in der Stadt«, sagte Rosita nach einem weiteren krampfartigen Husten. Carole konnte sie kaum hören. Sie berührte ihren Hals – so kalt. »Sie haben Feuer gelegt und die Polizisten und Feuerwehrleute angegriffen, wenn sie dort eintrafen. Ihre menschlichen Helfer brechen in Häuser ein und scheuchen die Leute nach draußen, wo sie angefallen werden. Und nachdem die Dinger ihnen das Blut ausgesaugt haben, reißen sie ihnen die Köpfe ab.«

»Lieber Gott, warum?«, fragte Bernadette und ging neben Carole in die Hocke.

»Ich schätze ... die wollen keine neuen Untoten mehr. Vielleicht gibt es nur eine begrenzte Menge Blut und –«

Ein weiterer Krampf ließ sie aufstöhnen; dann blieb sie still liegen. Carole tätschelte ihre Wangen und rief ihren

Namen, doch Rosita Hernandez' ausdruckslos starrende Augen verrieten ihr alles, was es zu sagen gab.

»Ist sie ...?«, fragte Bernadette.

Carole nickte und ihr kamen die Tränen. *Du armes, fehlgeleitetes Kind*, dachte sie, als sie Rosita die Augen schloss.

»Sie ist in Sünde gestorben«, sagte Bernadette. »Sie muss sofort gesalbt werden! Ich gehe den Pater holen.«

»Nein, Bern. Pater Palmeri wird nicht kommen.«

»Natürlich wird er. Er ist ein Priester, und diese arme, verlorene Seele braucht ihn.«

»Glaub mir. Er wird den Keller der Kirche für nichts in der Welt mehr verlassen.«

»Aber er muss!«, sagte sie beinahe kindisch mit erhobener Stimme. »Er ist ein Priester.«

»Beruhige dich, Bernadette, und dann werden wir selbst für sie beten.«

»Wir können nicht tun, was ein Priester tun könnte.« Sie sprang auf. »Das ist nicht dasselbe.«

»Wo willst du hin?«

»Ich ... ich will mir einen Bademantel holen. Es ist kalt.« *Meine arme, liebe, verängstigte Bernadette*, dachte Carole, als sie die Treppe hinaufhuschen sah. *Ich weiß genau, wie du dich fühlst.*

»Bring mir mein Gebetsbuch mit«, rief sie ihr nach.

Carole zog die Decke über Rositas Gesicht und legte sanft ihren Kopf auf den Boden.

Dann wartete sie, dass Bernadette zurückkam ... und wartete. Wozu brauchte sie so lange? Sie rief ihren Namen, bekam jedoch keine Antwort.

Beunruhigt ging Carole zurück in den ersten Stock. Der Flur war leer und dunkel, bis auf einen bleichen Strahl Mondlicht, der schräg durch das Fenster am anderen Ende fiel. Carole hastete zu Berns Zimmer. Die Tür war geschlossen. Sie klopfte an.

»Bern? Bern, bist du da drin?«



www.repairmanjack.com

Francis Paul Wilson (1946 in New Jersey geboren, wo er noch heute lebt) gehört zu Amerikas erfolgreichsten Schriftstellern. 1976 erschien *Healer*, sein erster Roman, dem bis heute etwa 40 weitere folgten. Wilson schreibt in den Genres Science-Fiction, Thriller und Horror, und oft vermischt er auch alles miteinander zu einem einzigartigen Mix.

F. Paul Wilson bei FESTA:

*Das Kastell – Die Gruft – Die Gabe – Erweckung – Angriff –
Nightworld – Mitternachtsmesse – Handyman Jack – Der
Erbe – Das Blutband – Durch das Schwert*